

Politische Philosophie. Kann man aus dem Werk von Carl Schmitt etwas lernen? Nicht viel Erquickliches.

Carl Schmitt ist nicht zu retten

Von Stefan Howald

Carl Schmitt (1888-1985) war in der Zwischenkriegszeit der einflussreichste deutsche Verfassungsrechtler und politische Philosoph. Seine scharfsinnige, auf Hobbes und Machiavelli zurückgreifende Kritik an Grenzen und Gefährdungen der parlamentarischen Demokratie und am politischen Liberalismus war sowohl für rechte wie linke Kritiker der fragilen Weimarer Republik attraktiv. Ab 1931 rechtfertigte er das autoritäre Präsidialregime von Reichswehrminister Kurt von Schleicher, der die Nazis abblocken wollte. Doch nach der Machtübergabe an Hitler ging Schmitt zum neuen Regime über, verfasste 1933 bis 1936 als preussischer Staatsrat Gutachten in dessen Dienst und rechtfertigte während des 2. Weltkriegs die Nazi-Eroberungspolitik. Deshalb wurde er 1945 von den US-Besatzungsbehörden inhaftiert und erhielt später in Deutschland kein Lehramt mehr.

Kurz nach dem Krieg begannen Versuche, Schmitt zu rehabilitieren und zum Klassiker schonungslosen politischen Denkens zu erklären. Er selbst nahm daran eifrig Anteil, stilisierte sich zum unschuldig Ausgegrenzten, versammelte eine Schar von Jüngern um sich und förderte mit Veröffentlichungen das konservative Ressentiment gegen das sozialliberale Klima.

Auch nach seinem Tod werden alle paar Jahre die wichtigsten Werke neu aufgelegt, soeben etwa das «Gespräch über die Macht und den Zugang zum Machthaber» von 1954. Schmitt inszeniert darin ein Gespräch zwischen J., «ein junger Jahrgang, fragend», und C.S., weise «antwortend», um die Dialektik der Macht, die auch den Mächtigen sich selbst entfremdet, durch den «Zugang zum Machthaber», das Vorzimmer, die Berater, die den Machthaber «vom Boden abschneiden». Von Schmitts einstigem Zugang zu Hitler ist allerdings keine Rede, im Gegenteil; indem er die Technisierung anführt, die Macht zu einer den Menschen übersteigenden Wirklichkeit gemacht habe, entlastet er die realen Machthaber.

Als willkommenes Gegengewicht zu jeder Schmitt-Faszination ist auf Deutsch jüngst eine amerikanische Studie von Jan-Werner Müller erschienen. Müller dokumentiert die vielfältige Wirkung von Schmitt nach dem Krieg in Deutschland, Spanien, Italien, Frankreich und den USA. Dabei ist auf dessen Werk nicht nur von konservativer, sondern gelegentlich auch von linker Seite Bezug genommen worden. Müller verfolgt in zahlreichen Details die offenkundigen und untergründigen Bezüge, von der Neuen Rechten bis Botho Strauss, von Samuel Huntington bis Toni Negri.

Schmitts grundlegender Ansatz ist die Bestimmung des Politischen als eigenständiger Raum, so wie das Ökonomische und das Moralische. Dabei wird das Politische durch den Gegensatz von Freund und Feind charakterisiert, und der Krieg gilt als letzte Voraussetzung dafür. Entsprechend benennt Schmitt die Grenzen des Liberalismus. Die parlamentarische Demokratie, die ihre Feinde nicht erbarmungslos genug bekämpfen will, bleibt diesen gegenüber letztlich wehrlos. Dagegen muss eine Politik, die sich selbst begründet, tendenziell auf den «Ausnahmestand» zulaufen. Einst in Richtung einer autoritären Präsidialherrschaft argumentierend, dann faschistisch und völkisch affiziert, greift Schmitt nach dem 2. Weltkrieg auf den Mythos des abendländischen Europa zurück, welches sich gegen die asiatischen, aber auch die amerikanischen Horden und ihre seelenlose Mechanisierung behaupten muss; gelegentlich versteigt er sich zum Lob für das franquistische Spanien, das das erschlaffte Zentraleuropa von den Rändern her retten werde.

Schmitt hat seine Bestimmung des Politischen immer als realistische Beschreibung verteidigt, als «seinsmäßige Wirklichkeit», aber in Wahrheit ist es eine krude Setzung, wahlweise theologisch oder kulturell untermauert, und letztlich zirkulär.

Ein Band zum kritischen Dialog zwischen Hans Blumenberg und Schmitt dokumentiert zudem, wie fahrlässig Schmitt historisch argumentierte, da Blumenberg sich mit guten Gründen gegen die Schmitt'sche These von der Säkularisierung als Verfallsgeschichte wandte und die Moderne als eigenständige Epoche rekonstruierte.

Schmitt hat politikfremde Begründungen politischer Massnahmen, etwa durch den Rückbezug auf Werte wie die «Menschheit», scharf kritisiert. Angesichts der in den letzten Jahren verkündeten «humanitären Kriege» hält Slavoj Žižek, eines der Irrlichter der postmodernen Linken, den Ansatz von Schmitt weiterhin für grundlegend – als «Gefahr und Diagnostik

zugleich». Aber zu einer Kritik neokonservativer ideologischer Konstruktionen braucht es Schmitt nicht.

Im «Gespräch über die Macht» gibt es eine bezeichnende Passage: Der junge Gesprächspartner will sich mit der Feststellung beruhigen, dass Macht von Menschen stamme. Worauf C. S. ironisch erwidert. «Dann ist es ja gut. Menschen sind wir doch alle. Auch Stalin war ein Mensch; auch Roosevelt oder wen immer man hier nennen mag.» Stalin und Roosevelt sind die beiden einzigen zeitgenössischen Politiker, die Schmitt 1954 erwähnt. Das zeigt dreierlei: Erstens, natürlich, der grundsätzliche Antisozialismus, der mit der Chiffre Stalin jede sozial progressive Bestrebung zu erledigen vermeint; zweitens das anti-moderne und anti-demokratische Ressentiment in einer anti-amerikanischen Färbung; und drittens die Ausblendung des Faschismus und damit der eigenen Verblendung. Carl Schmitt ist nicht zu retten.

Carl Schmitt: Gespräch über die Macht und den Zugang zum Machthaber. Stuttgart: Klett-Cotta, 2008. 100 Seiten, 29.50 Fr.

Jan-Werner Müller: Ein gefährlicher Geist. Carl Schmitts Wirkung in Europa. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2008. 300 Seiten, 67.90 Fr.

Hans Blumenberg – Carl Schmitt. Briefwechsel 1971 – 1978 und weitere Materialien. Suhrkamp: Frankfurt/M., 2007. 310 Seiten, 47.50 Fr.

Dieser Beitrag erschien, leicht verändert, in der Buchbeilage Bücher am Sonntag der Neuen Zürcher Zeitung am Sonntag vom 30.3.2008.